

Amos Kuster

Der Wahnsinn der Monarch:innen und die Statistik des Psychiaters

Hans Luxenburgers geschichtstheoretische Überlegungen im Kontext von historischer Genealogie und psychiatrischer Eugenik

Einleitung

Wer die Geschichte vom ‚unglücklichen Julius‘ hört, wird sich unweigerlich fragen, warum die Attribuierung mit Unglück ihm zuteil wurde und nicht seinen Opfern: Der junge Mann hatte seine Geliebte geschlagen und in den Schlossgraben geworfen. Sie floh zu ihren Eltern, von wo er sie wieder auf sein Schloss holte und sie schliesslich grausam ermordete. Julius war der Sohn von Kaiser Rudolf II. und litt – folgt man der Diagnose von Hans Luxenburger – an einer „katatone[n] Form der Schizophrenie“.¹ Auf seine Taten folgend verlebte Julius noch wenige Jahre in einem Zimmer eingeschlossen und starb dort zuletzt wahnsinnig und einsam. Nur: mit seiner Krankheit war er nicht allein. Schon sein Vater hatte mit psychischen Leiden gerungen und in der näheren und weiteren Verwandtschaft wimmelte es nur so von Geisteskranken.²

Dieser Meinung war jedenfalls Hans Luxenburger.³ Und der Psychiater und Vererbungsforscher stützte sich nicht nur auf jahrelange Erfahrung in Klinik und

Anmerkung: Die Forschung, die diesem Beitrag zu Grunde liegt, wird vom Schweizerischen Nationalfonds im Rahmen des Projekts CRSII5_183567 finanziert. Der Beitrag folgt den Regeln der Schweizer Rechtschreibung.

1 Luxenburger, Hans: Erbbiologische Geschichtsbetrachtung, psychiatrische Eugenik und Kultur. In: Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie 118.1 (1929). S. 685 – 710. S. 703.

2 Für eine medizingeschichtliche Auseinandersetzung mit psychischer Gesundheit und Krankheit in den europäischen Adelshäusern der Frühen Neuzeit vgl. Midelfort, H. C. Erik: *Mad Princes of Renaissance Germany*. Charlottesville VA 1994. Der vorliegende Betrag hingegen befasst sich dezidiert *nicht* mit frühneuzeitlichen Konzepten.

3 Hans Luxenburger war ein deutscher Psychiater und Vererbungsforscher, geboren 1894 und ab 1924 unter dem Psychiater und Vererbungswissenschaftler Ernst Rüdin in München an der *Deutschen Forschungsanstalt für Psychiatrie* tätig. Seine Arbeiten zur statistischen Vererbungsforschung und insbesondere zur ‚empirischen Erbprognose‘ wurden in den 1920er und 1930er

Forschung, er verfügte auch über umfangreiches Material zu den Genealogien der europäischen Herrscherhäuser und den psychischen Erkrankungen, die dort grassieren würden.⁴ Luxenburger beschränkte seine Streifzüge in die Vergangenheit auch keineswegs auf blutrünstige Schauergeschichten wie die des ‚unglücklichen Julius‘. Was ihn interessierte, war, welchen Einfluss der Wahnsinn der europäischen Monarchinnen und Monarchen auf den Lauf der Geschichte hatte. Auch der englische König Heinrich VIII. war so ein Kandidat, der mit seinem Tun und Lassen über das Mass des Normalen hinausgeschossen war und seine Eigenheiten auch gleich an seine Töchter weitergegeben hatte:

[A]llein die stereotype Enthauptung unbequemer Gattinnen, wie sie sich Heinrich VIII. leistete, sein in der Ursache ebenso geringfügiger wie in den Auswirkungen massloser Konflikt mit dem Papste, dieses Missverhältnis zwischen objektivem Anlass und individueller Reaktion, das auch die Handlungen seiner Töchter Maria und Elisabeth oft so schwer begreiflich macht, sprengen doch den Rahmen des rein historisch und normal-psychologisch Verständlichen zuweilen recht erheblich.⁵

Luxenburgers Suche nach historischer Kausalität ging Hand in Hand mit dem vererbungswissenschaftlichen Ansinnen, aus der Geschichte von alten Familien Erkenntnisse für eine „psychiatrische Eugenik und Kultur“⁶ zu gewinnen. In der – in den 1920er Jahren sehr gängigen – Annahme, dass manche psychische Erkrankungen erblich seien, arbeitete er mit genealogischem Material zu den europäischen Herrscherfamilien, um die Übertragung und Wirkungsweise solcher Leiden genauer zu untersuchen. Aus der Geschichte wollte Luxenburger Lehren

Jahren breit rezipiert und galten als vorbildlich. Ebenfalls bekannt waren seine Studien zu Zwillingen. Ab 1941 war Luxenburger bei der Luftwaffe tätig. Nach dem Krieg praktizierte er in München als Psychiater und hatte einen Lehrauftrag für Heilpädagogik inne. Vgl. Klee, Ernst: ‚Hans Luxenburger‘. In: Das Personenlexikon zum Dritten Reich: Wer war was vor und nach 1945? Frankfurt a.M. 2003. S. 385; Weber, Matthias M.: Ernst Rüdin: eine kritische Biographie. Berlin [u.a.] 1993. S. 135; Biogramm Hans Luxenburger. In: Rassenforschung an Kaiser-Wilhelm-Instituten vor und nach 1933. Hrsg. von Hans-Walter Schmuhl. Göttingen 2003. S. 333f.

⁴ Luxenburger erwähnt insbesondere Arbeiten von Kollegen aus der Psychiatrie. Mit Untersuchungen von Genealogen zu psychiatrischen Themen arbeitete er zwar, übernahm sie aber nicht ohne weiteres. Im Archiv des *Max-Planck Instituts für Psychiatrie* in München befinden sich die Unterlagen der Vorgängerinstitution, der *Deutschen Forschungsanstalt für Psychiatrie* bzw. des *Kaiser-Wilhelm-Instituts für Psychiatrie*. Dort finden sich unter den Signaturen MPIP GDA 117 und MPIP GDA 118 auch Materialien, die Luxenburger durch seine psychiatrisch-genealogische Forschung zum ‚unglücklichen Julius‘ und den europäischen Adelshäusern hinterlassen hat. Diese Quellen werte ich zurzeit für meine Dissertationsforschung aus, wobei die diagrammatische Dimension der Vererbungsforschung im Fokus des Interesses steht.

⁵ Luxenburger, Geschichtsbetrachtung (wie Anm. 1), S. 696f.

⁶ Luxenburger, Geschichtsbetrachtung (wie Anm. 1), S. 696.

für einen zukünftigen Umgang mit erblichen Geisteskrankheiten ziehen, die der – damals angenommenen – Bedrohung der Bevölkerung etwas entgegenzusetzen sollten. Luxenburgers Unternehmung verschränkte in eigenartiger Weise Geschichtsverständnis, Genealogie und Vererbungsforschung. Dieser Konstellation soll im Folgenden nachgegangen werden. Wie kam Luxenburger dem ‚unglücklichen Julius‘ auf die Spur, und wie konnte er herausfinden, woran der Prinz litt und was sein Leiden mit seiner Familie zu tun hatte?

Luxenburgers Material: Die europäischen Adelshäuser als ‚grosse Familie‘

Hans Luxenburger kombinierte für seine Untersuchung⁷ der europäischen Herrscherfamilien zwei Ansätze, die beide um und nach 1900 in der medizinischen Vererbungslehre Verwendung fanden: Dies war einerseits die detaillierte Analyse einzelner Familien und andererseits ein statistischer Zugang. Im genealogischen Material der Dynastien der europäischen Adelshäuser fand Luxenburger beides. Die Familien waren untereinander so mannigfaltig verwandtschaftlich verbunden, dass Luxenburger sie zu einer einzelnen, grossen Familie zusammenfasste: „Die Kronenträger der meisten europäischen Monarchien sind seit mehreren Jahrhunderten Glieder einer grossen Familie.“⁸ Das hatte zur Folge, dass die Personenzahl der untersuchten ‚Familie‘ zahlenmässig derart anwuchs, dass sie den Anforderungen statistischer Methodik genügte.

Das Material für diese ‚grosse Familie‘ gewann Luxenburger aus bestehenden genealogischen Darstellungen, wie auch psychiatrischen Abhandlungen über die Verbreitung von erblichen Krankheiten in adligen Familien.⁹ Immer wieder wurde von Vertretern der frühen medizinischen Genetik die Erzählung von der grossen

7 Publiziert hat Luxenburger dazu zwei Artikel, einen 1928 unter dem Titel *Ziele und Wege einer erbbiologisch-pragmatischen Geschichtsschreibung*, einen zweiten Ende 1929, betitelt *Erbbiologische Geschichtsbetrachtung, psychiatrische Eugenik und Kultur*. Luxenburger stellte zudem eine umfassendere Veröffentlichung zu diesen Forschungen in Aussicht, wozu es jedoch – abgesehen von einer detaillierteren Studie zum ‚unglücklichen Julius‘ (vgl. Anm. 74) – nie gekommen ist. Teile des Arbeitsmaterials liegen im Archiv, vgl. Anm. 4.

8 Luxenburger, Hans: Ziele und Wege einer erbbiologisch-pragmatischen Geschichtsbetrachtung. In: *Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie* 116.1 (1928). 327–347, hier S. 335.

9 Luxenburger, Ziele und Wege (wie Anm. 8), S. 342; vgl. auch Strohmayer, Wilhelm: Zur Genealogie der Schizophrenie und des Schizoids. In: *Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie* 95.1 (1925). S. 194–217.

genetischen Experimentalanlage der Menschheit bemüht.¹⁰ Weil lange Generationenfolgen und die ärztliche Ethik experimentelle Untersuchungen wie beispielsweise diejenige an Fruchtfliegen am Menschen verunmöglichten, sollte die Humangenetik auf das grosse Experiment der Geschichte zurückgreifen. Ein Experiment also, welches schon lange begonnen und immer weiter in der Fortführung begriffen, ganz ohne Zutun eines Wissenschaftlers oder einer Wissenschaftlerin passierte „ein fast vollgültiger, wenn auch weit langsamer zum Ziele führender Ersatz für das Vererbungsexperiment bei Tier und Pflanze“.¹¹ Die Daten dieses Experiments standen aber nicht unmittelbar in der Welt der Menschen zur Verfügung, die gezeugt wurden und gezeugt hatten, sondern, so dachte Rüdin an, lagen in deren genealogischer Erfassung und würden zugänglich „im Studium dieser Familienstruktur, in der durch viele Generationen hindurch systematisch verfolgten Familienforschung“.¹² In anderen Worten ging es darum, sich vorhandenes Material für die Forschung zu erschliessen, und für Luxenburgers Projekt waren die Genealogien der Adligen besonders geeignet.

Seit Ende des 12. Jahrhunderts gibt es vermehrt Nachweise, dass in Zentraleuropa die Genealogie von den herrschenden Eliten genutzt wurde, um das Ansehen ihrer Familien zu vermehren und deren ökonomisches Auskommen durch Rechte und Besitz zu sichern.¹³ Entsprechend gut dokumentiert waren diese Familien und ein „grosses Fürstengeschlecht“, so Luxenburger, stellte eine „verhältnismässig leicht und zuverlässig zu durchforschende Einzelfamilie“ dar.¹⁴

In der psychiatrischen Vererbungsforschung hatte die Arbeit mit genealogischem Material eine gewisse Tradition.¹⁵ Um vorhandene Familienealogien in

10 Rüdin, Ernst: Einige Wege und Ziele der Familienforschung, mit Rücksicht auf die Psychiatrie. In: *Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie* 71 (1911). S. 487–585, hier S. 488; Wittermann, Ernst: Klinische Psychiatrie und Familienforschung. In: *Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie* 105.1 (1926), S. 459–493, hier S. 459; Teicher, Amir: *Social Mendelism: Genetics and the Politics of Race in Germany. 1900–1948*, Cambridge, NY 2019. S. 8.

11 Rüdin, Wege und Ziele (wie Anm. 10), S. 488.

12 Rüdin, Wege und Ziele (wie Anm. 10), S. 488.

13 Klapisch-Zuber, Christiane: *The Genesis of the Family Tree*. In: *I Tatti Studies in the Italian Renaissance* 4 (1991). S. 105–129. S. 107.

14 Luxenburger, *Geschichtsbetrachtung* (wie Anm. 1), S. 691.

15 Vgl. Sommer, Robert: *Familienforschung und Vererbungslehre*. Leipzig 1907; Strohmayer, Wilhelm: *Ueber den Wert genealogischer Betrachtungsweise in der psychiatrischen Erblichkeitslehre*. In: *European Neurology* 22 Suppl. 1 (1907). S. 115–131. Die Psychiatrie hatte sich schon während des gesamten 19. Jahrhunderts für Vererbung interessiert. Dass es intergenerationelle Ähnlichkeiten gibt, war evident, doch konnte man diese weder einem eindeutigen physischen Korrelat zuweisen, noch hatte man Belege für eine Funktion, die diese Vorgänge organisiert (Rheinberger, Hans-Jörg und Müller-Wille, Staffan: *Vererbung: Geschichte und Kultur eines biologischen Konzepts*. Frankfurt a. M. 2009. S. 101–115). Durch das 19. Jahrhundert hindurch wurde

eine für die Vererbungsforschung nützliche Dimension zu bringen, musste Luxenburger sie rekombinieren. So sollte es möglich sein, in der „Aszendenz und in den Kollateralen“ der bereits untersuchten Personen weiter zu forschen und so „den Rahmen dieser grossen Familie noch ganz erheblich weiterzuspannen“ und zuletzt „alle *die* Angehörigen der europäischen Dynastien in einer Abstammungstafel zu vereinigen, von denen die Geschichte weiss, dass sie psychisch abnorm waren.“¹⁶ Im Vordergrund stand nicht die möglichst exakte Erfassung und weitreichende Recherche einzelner Adelsfamilien, vielmehr führte Luxenburger bestehende Familienforschungen zusammen und ergänzte sie so, dass sich daraus eine einzige Grossfamilie zeichnen liess, deren Zusammenstellung möglichst viele angenommene historische Fälle von Geisteskrankheit umfassen sollte (Abb. 1).¹⁷

Mit einem gewissen Umfang des Materials erfüllte Luxenburger auch die Forderung nach „grossen Beobachtungsreihen“,¹⁸ für die sich eine Erklärung in den Verschiebungen der Methodik der damaligen psychiatrischen Vererbungsforschung findet: Gegen Ende des 19. Jahrhunderts bemühten sich verschiedene Psychiater darum, Konzepte und Methoden aus der historischen Genealogie für die noch immer offene Frage nach der Vererbung von psychischen Erkrankungen fruchtbar zu machen.¹⁹ Meist wurde aber mit einzelnen Familien gearbeitet und sehr oft bestand das gesammelte Material aus Familien, in denen Fälle

ganz besonders in den psychiatrischen Kliniken und Anstalten auf statistischem Weg dem Problem der Vererbung nachgegangen (Porter, Theodore M.: *Genetics in the Madhouse: The Unknown History of Human Heredity*. Princeton 2018). Die Psychiater versuchten, die Ursache von Geisteskrankheiten zu ergründen und kamen sehr oft zum Schluss, dass diese vererbt sein müssten. Darüber hinaus stellten sie Korrelationen auf zu Geschlecht, Religion und allerhand anderen Kategorien, die einen Einfluss auf die Weitergabe von Krankheiten haben sollten. Gegen 1900 versuchten immer mehr Psychiater einer Lösung des Vererbungsproblems näher zu kommen, indem sie sich Studien zu einzelnen Familien widmeten, sich des Problems also in einem kleinen begrenzten Rahmen annahmen. Deshalb wurde die Familienforschung für sie besonders interessant (Gausemeier, Bernd: Auf der „Brücke zwischen Natur- und Geschichtswissenschaft“: Ottokar Lorenz und die Neuerfindung der Genealogie um 1900. In: *Wissenobjekt Mensch. Humanwissenschaftliche Praktiken im 20. Jahrhundert*. Hrsg. von Christina Brandt u. Florence Vienne. Berlin 2008. S. 137–164).

16 Luxenburger, Ziele und Wege (wie Anm. 8), S. 342.

17 Wobei ja, je nach wissenschaftlichem oder kulturellem Kontext, der Umfang dessen, was als ‚Familie‘ aufgefasst wird, sich ganz erheblich unterscheiden kann. Vgl. dazu Schneider, David: *A Critique of the Study of Kinship*. Ann Arbor 1984.

18 Luxenburger, Geschichtsbetrachtung (wie Anm. 1), S. 689.

19 Gausemeier, Lorenz (wie Anm. 15), S. 143–155. Hervorhebung im Original.

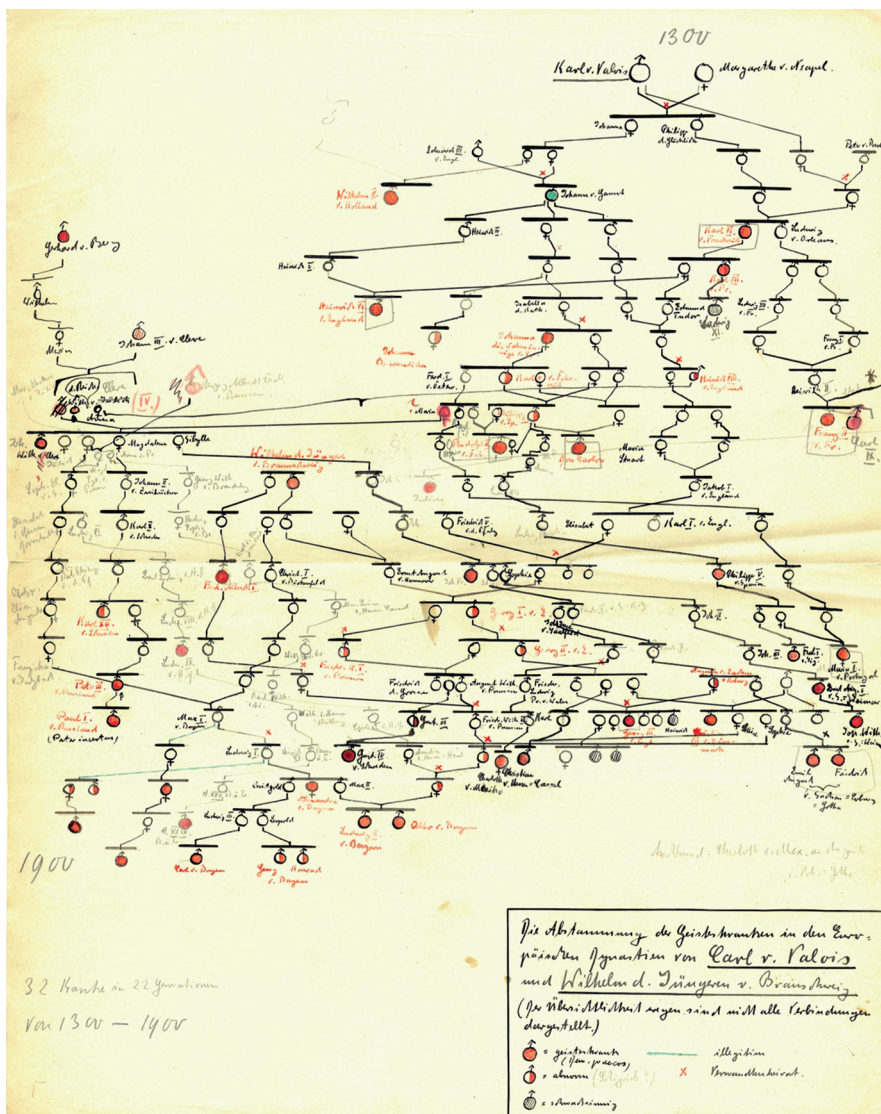


Abb. 1: Diese Verwandtschaftstafel aus dem Arbeitsmaterial von Hans Luxenburger führt zwei europäische Herrscherfamilien zusammen. Die rot eingefärbten genealogischen Zeichen markieren die angeblich schizophrenen Individuen. Ebenfalls hervorgehoben sind Verbindungen zwischen Verwandten. (Quelle: MPIP-GDA 118.)

von ‚Geisteskrankheit‘ sich besonders häuften.²⁰ Ob nun in Ahnentafeln oder Stammtafeln arrangiert, waren diese genealogischen Daten nicht für eine statistische Analyse geeignet, wie sie der Psychiater Ernst Rüdin anstrebte und wie sie seine Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter praktizierten.²¹ Auch Luxenburgers Studien gehörten zum Feld der ‚empirischen Erbprognose‘, wie Rüdin selber das Forschungsprogramm bezeichnete, das er im Verlauf der 1920er Jahre aufgegleist hatte.²² Charakteristisch war in erster Linie die Abkehr vom Versuch, mendelsche Vererbung bei psychischen Erkrankungen zu belegen und der Fokus auf die statistische Berechnung von Erkrankungswahrscheinlichkeiten in unterschiedlichen Populationen.²³ So wurde der bei einigen Erkrankungen offensichtlich scheinenden Vererbungskomponente Rechnung getragen und im gleichen Zuge liessen sich auf diesem Weg auch eugenische Massnahmen erarbeiten und legitimieren – ein Aspekt, der Rüdin besonders am Herzen lag.²⁴

Für diese Studien bauten die Wissenschaftlerinnen auf die statistischen Arbeiten von Wilhelm Weinberg und verwendeten die sogenannte Probandenmethode.²⁵ Dabei wurden – statt einzelne Familien über möglichst viele Generationen nachzuforschen – möglichst grosse Generationen als statistische Samples

20 Gausemeier, Bernd: In Search of the Ideal Population: The Study of Human Heredity before and after the Mendelian Break. In: *Heredity Explored: Between Public Domain and Experimental Science, 1850 – 1930*. Hrsg. von Staffan Müller-Wille u. Christina Brandt. Cambridge, MA 2016. S. 337–363. Hier S. 347–348.

21 Teicher, Mendelism (wie Anm. 10), S. 41–53.

22 Mazumdar, Pauline M. H.: Two Models for Human Genetics: Blood Grouping and Psychiatry in Germany Between the World Wars. In: *Bulletin of the History of Medicine* 70.4 (1996). S. 609–657, hier S. 641f.

23 Teicher, Mendelism (wie Anm. 10), S. 66.

24 Roelcke, Volker: Programm und Praxis der Psychiatrischen Genetik an der Deutschen Forschungsanstalt für Psychiatrie unter Ernst Rüdin. Zum Verhältnis von Wissenschaft, Politik und Rasse-Begriff vor und nach 1933. In: *Rassenforschung an Kaiser-Wilhelm-Instituten vor und nach 1933*. Hrsg. von Hans-Walter Schmuhl. Göttingen 2003. S. 38–67; vgl. ferner auch Ritter, Hans Jakob: *Psychiatrie und Eugenik: Zur Ausprägung eugenischer Denk- und Handlungsmuster in der schweizerischen Psychiatrie, 1850 – 1950*. Zürich 2009.

25 Rüdin arbeitete sehr früh mit Weinbergs statistischen Methoden und versuchte unter deren Anwendung zu belegen, dass die Anlage zur Schizophrenie ein rezessives mendelsches Merkmal sei, vgl. Teicher, Mendelism (wie Anm. 10), S. 63–69. Auch für die Arbeiten zur empirischen Erbprognose wurden Instrumente aus Weinbergs Werkzeugkasten verwendet, vgl. dazu Mazumdar, Models (wie Anm. 22), S. 645–649 und Gausemeier, Bernd: Pedigree vs. Mendelism: Concepts of Heredity in Psychiatry before and after 1900. In: *Conference: Heredity in the century of the gene (A cultural history of heredity IV)*. Preprint 343, Berlin 2008. S. 149–162. Zur Rolle von Wilhelm Weinbergs mathematischer Statistik in der Populationsgenetik vgl. Weber, Marcel: *Genetik und Moderne Synthese*. In: *Evolution: ein interdisziplinäres Handbuch*. Hrsg. von Philipp Sarasin [u. a.]. Stuttgart 2010. S. 102–114, hier S. 107.

gebildet, um so Aussagen treffen zu können, die über einen konkreten Einzelfall hinausgingen.²⁶

Wenn er eine historische Grossfamilie zum Gegenstand psychiatrischer Vererbungsforschung machen wollte, musste sich Luxenburger also sicher sein, dass diese in statistischer Hinsicht seinen Anforderungen genüge, nämlich dass „diese Familien so umfangreich sein [müssen], dass sie den Erkenntniswert einer Statistik besitzen“, womit er meinte, „dass alle zufallsmässigen, an die Einmaligkeit einer konkreten Konstellation gebundenen Bedingtheiten hinter die abstrahierbare Regelmässigkeit an Bedeutung zurücktreten.“²⁷ Stimmt der Umfang des Materials, schien auch die Untersuchung einer ‚Einzelfamilie‘ wieder denkbar, ja unter gewissen Umständen gar nötig. Für manche damalige vererbungswissenschaftliche Fragen wie nach den „Konstitutionslegierungen“, den „Beziehungen von Temperament und Charakter zur Psychose“ oder der „Rolle von Konstellation und Kondition“ konstatierte Luxenburger nämlich, dass diese sich „an einem massenstatistischen Material allein nur unbefriedigend studieren“²⁸ liessen. Dann hielt er es für sinnvoll, auch ‚Einzelfamilien‘ einzubeziehen: „Hier müssen zu den statistischen Kollektiven ergänzend und illustrierend grosse, gut durchforschte *Einzelfamilien* treten.“²⁹

Eine schizophrene Grossfamilie

Als wichtigstes Kriterium für die Auswahl gerade dieses Materials galt Luxenburger das von ihm behauptete hohe Vorkommen von Schizophrenien in dieser Gruppe. Die grosse Familie, die er konstruiert hatte, wies also nicht einfach eine polymorphe Breite an Krankheitsbildern auf, sondern war insbesondere durch eine einzelne nosologische Kategorie gekennzeichnet. Zwar hatte sich Ernst Rüdin These, dass die Schizophrenie eine sich rezessiv vererbende Krankheit sei, nicht bestätigt.³⁰ In der Forschung zur Schizophrenie hielt man Ende der 1920er Jahre allerdings noch immer eine – wenn auch komplexere – Vererbung für ge-

26 Vgl. beispielsweise Luxenburger, Hans: Zur Methodik der empirischen Erbprognose in der Psychiatrie. In: Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie 117.1 (1928). S. 543–552.

27 Luxenburger, Geschichtsbetrachtung (wie Anm. 1), S. 689.

28 Luxenburger, Geschichtsbetrachtung (wie Anm. 1), S. 689.

29 Luxenburger, Geschichtsbetrachtung (wie Anm. 1), S. 689.

30 Rüdin, Wege und Ziele (wie Anm. 10), S. 162ff. Vgl. dazu Teicher, Mendelism (wie Anm. 10), S. 64f.

wiss.³¹ Luxenburger stand für seine Forschung eine „grosse, sich über viele Jahrhunderte erstreckende schizophrene Einzelfamilie mit ihren wichtigsten biologischen Erscheinungen, Tatsachen und Auswirkungen“³² zur Verfügung und damit ein Material, welches ihm für die Erforschung der Vererbung der Schizophrenie ganz besonders geeignet schien.

Nun wurde in diesen Jahren ein ‚schizophrener Erbkreis‘ angenommen, dem auch Personen zugeordnet wurden, denen psychiatrisches Personal einen ‚schizoiden Charakter‘ oder ein ‚schizothymes Temperament‘ zuschrieben. Es wurden also von Personen aus dem blutsverwandten Umfeld von Schizophrenen angenommen, dass diese sich durch Eigenschaften auszeichneten, deren Ursache in den genetischen Anlagen zu Schizophrenie wurzelten. Ohne dass die Krankheit notwendigerweise ausbrechen musste, wurden so präpsychotische und Menschen, die niemals erkranken würden, in einer schizophrenen Sphäre verortet. Für diese Auffassung ganz besonders prägend war Ernst Kretschmers Buch *Körperbau und Charakter*. Er argumentierte darin, dass bestimmte Typen von ‚Körperbau‘ mit bestimmten ‚Persönlichkeitstypen‘ und ‚Temperamenten‘ korrelierten.³³ Diese ‚Persönlichkeitstypen‘ bestimmte er jeweils in Anlehnung an verschiedene psychische Erkrankungen – der „schizothyme Typ“ erklärte sich etwa im Verhältnis zu den „Konstitutionskreise[n], aus denen sich die Schizophrenien rekrutieren“, ³⁴ er zeichne sich durch einen hageren, ‚asthenischen‘ Körperbau und ein Temperament im schizophrenen Spektrum aus. Kretschmer schuf mit diesen Typen ein Kontinuum von Persönlichkeit zu erblicher Veranlagung, das nicht mehr von einem polymorphen Belastungsbegriff abhing, wie es gerade in der psychiatrischen Analyse von Stammbäumen ‚belasteter Familien‘ oft der Fall gewesen war. Oder anders gesagt: Es liess sich mit diesen Typen belegen, dass in den Familien, in denen es Schizophrene gab, auch andere Men-

31 Eine gute Übersicht über die Geschichte der Schizophrenie als Krankheitskonzept bietet Bernet, Brigitta: Schizophrenie: Entstehung und Entwicklung eines psychiatrischen Krankheitsbilds um 1900. Zürich 2013.

32 Luxenburger, Geschichtsbetrachtung (wie Anm. 1), S. 692.

33 Kretschmer, Ernst: Körperbau und Charakter. 4., überarb. Aufl. Berlin 1925 [1921]. Zu Kretschmers Werk siehe Rossi Monti, Mario: Ernst Kretschmer. In: The Oxford Handbook of Phenomenological Psychopathology. Oxford 2019. Zur Konstitutionstypologie vgl. insbesondere Matz, Bernhard Wilhelm: Die Konstitutionstypologie von Ernst Kretschmer: Ein Beitrag zur Geschichte von Psychiatrie und Psychologie des Zwanzigsten Jahrhunderts. Dissertation FU Berlin 2002.

34 Kretschmer, Körperbau (wie Anm. 33), S. 169.

schen durch Eigenschaften charakterisiert seien, die denen Schizophrener zumindest ähnlich sind.³⁵

Die eingangs bereits erwähnte Familie von Heinrich VIII. und seinen Töchtern, verknüpfte Luxenburger mit „der Psychopathologie des schizophrenen Erbkreises“: Nur aus dieser Perspektive könne der „Familiencharakter, der aus den Radikalen ‚starrsinnig-selbstisch‘ und ‚absonderlich-gefühlsarm‘ herauswächst“ von einem Psychiater „begriffen werden“.³⁶

Das Verhältnis zwischen Individuum und Familie wurde hier von Luxenburger als potenziell pathologisches konzipiert – die Charakteristika, die sich durch die genetischen Anlagen bewegten, waren nicht immer im Phänotyp sichtbar und gerade deshalb besonders bedrohlich.

„Persönlichkeiten“ machen Geschichte

Luxenburger zog die ‚Persönlichkeiten‘ einer solchen Typologie zur Erklärung geschichtlicher Prozesse heran. So soll die ‚schizothyme Persönlichkeit‘ – von denen es in den Adelsfamilien im ‚schizophrenen Erbkreis‘ viele gäbe – ganz besonders dazu geeignet gewesen sein, absolutistische Herrschaftsformen durchzusetzen. Dies, weil sich die Charaktereigenschaften der „Schizothymen“ um „Idealismus, Fanatismus, Despotismus“³⁷ konzentrierten. Den „Absolutismus“ nannte er „ätiologisch ein komplexes Gebilde“, fügte aber auch an, dass „eine seiner Wurzeln [...]

35 Die Abgrenzung zwischen den verschiedenen Typen und Formen gestaltet sich relativ komplex, besonders aufgrund der Kombinationsmöglichkeiten. Zudem macht Kretschmer weitere Unterscheidungen hinsichtlich „normalpsychologischer“ und „pathologischer“ Typen. Luxenburger hingegen notiert an anderer Stelle auch, dass er etwa die Bezeichnungen „schizoid“ und „schizothym“ nur zur Vereinfachung von statistischen Einteilungen verwende, ohne von deren Zugehörigkeit zum „Erbkreis“ der Schizophrenie überzeugt zu sein (Luxenburger, Hans: Demographische und psychiatrische Untersuchungen in der engeren biologischen Familie von Paralytikerehegatten. In: Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie 112.1 (1928). S. 331–491, hier S. 354).

36 Luxenburger, Geschichtsbetrachtung (wie Anm. 1), S. 697. Im Unterschied zu statistischen Samples bestand bei Einzelfamilien die Möglichkeit, intergenerationelle Charakteristika festzustellen. Solche „Familiencharaktere“ wurden neben dem Namen, Wappen oder Gütern, als Konstante in der Familiengeschichte angesehen. Robert Sommer recherchierte in seinem Buch *Familienforschung und Vererbungslehre* exemplarisch die ‚Familie Soldan‘, deren „Familiencharakter“ sich über Jahrhunderte ausdifferenziert und bewahrt haben soll. Diesen beschrieb er als Neigung zu „grosse[r] Deutlichkeit der optischen Vorstellungen“, wodurch besonders viele Mitglieder der Familie zu Malern und Dichtern geworden sein sollen, vgl. Sommer, Familienforschung (wie Anm. 15), S. 139.

37 Luxenburger, Ziele und Wege (wie Anm. 8), S. 339.

eben zweifellos in jenem eigentümlichen psychologischen und charakterologischen Syndrom zu suchen [sei, AK], das den für den schizophrenen Erbkreis bezeichnenden Menschen formt und stempelt“.³⁸

Luxenburger unterstrich seine Annahme mit der Überzeugung, dass diese Prägung der ‚Persönlichkeit‘ in erster Linie durch Vererbung geschehe. Er schloss daraus die Forderung nach einem naturwissenschaftlichen Ansatz, was für ihn bedeutete „die biologischen Persönlichkeiten der Träger und Gestalter der Geschichte mit biologischer Methodik anzugehen.“³⁹ Die ‚Persönlichkeiten‘ historischer Personen sollten Gegenstand der Biologie, oder genauer der Psychiatrie, sein. Im Umkehrschluss entzog Luxenburger die pathologischen ‚Persönlichkeiten‘ dem analytischen Aufgabenbereich der historischen Forschung. Er kritisierte auch einzelne Historiker, etwa Anton Gindely, dem er mangelndes Verständnis für die psychische Erkrankung von Kaiser Rudolf II. (dem Vater des unglücklichen Julius) und daraus resultierende, falsche historische Folgerungen unterstellte:

*Für Gindely z.B. ist die Geisteskrankheit des Kaisers etwas psychologisch Erklärbares, das in seiner Ausprägung an die Persönlichkeit gebunden und von ihr bestimmt wird. Wir betrachten aber im Gegenteil die Persönlichkeit als ein Produkt der geistigen Erkrankung bzw. der krankhaften Erbanlage, die für uns eine biologische Einheit bedeutet und, da sie erblich ist, immer wieder in den verschiedensten Generationen auftritt, die Persönlichkeit der Betroffenen stets in ähnlicher Weise verändert und dabei – je nach der äusseren Konstellation der Umweltverhältnisse – mehr oder weniger ähnliche historische und kulturelle Auswirkungen veranlasst.*⁴⁰

Aus geschichtstheoretischer Perspektive wäre demzufolge geschichtliche Kontinuität oder die vermeintliche Wiederholung des bereits Gewesenen eine direkte Konsequenz davon, dass ‚Persönlichkeit‘ von erblichen Faktoren abhängt. Familiäre und geschichtliche Kontinuität wurden von Luxenburger eingeführt. Auf der Kehrseite lässt sich geschichtliche Diskontinuität als Resultat wechselnder Umwelteinflüsse verstehen. Trotzdem, so entwarf es Luxenburger, liesse sich auch bei scheinbar diskontinuierlichem Gang der Geschichte die Kontinuität der Vererbung und deren Evidenz durch die ‚Persönlichkeit‘ nutzen: Unter Verwendung der Baummetapher postulierte er Zusammenhänge, die nur unter Kenntnis der Vererbung zu erkennen wären, „Ereignisse, die nicht unmittelbar auseinander abzuleiten sind, sondern wie zwei Äste in verschiedener Höhe aus *einem* Stamm herauswachsen.“⁴¹ Ähnlichkeiten zwischen den ‚Persönlichkeiten‘ von

³⁸ Luxenburger, Ziele und Wege (wie Anm. 8), S. 339.

³⁹ Luxenburger, Ziele und Wege (wie Anm. 8), S. 329.

⁴⁰ Luxenburger, Ziele und Wege (wie Anm. 8), S. 338. Hervorhebung im Original.

⁴¹ Luxenburger, Ziele und Wege (wie Anm. 8), S. 333. Hervorhebung im Original.

Vor- und Nachfahren liessen Vererbung wahrscheinlich erscheinen und wenn diese zu unterschiedlichen Zeiten unterschiedlich handelten, dann konnte gerade die Diskontinuität wiederum auf die tieferliegende Kontinuität der Vererbung verweisen – nicht zuletzt auch weil die Monarchinnen und Monarchen durch ihre fortwährende Regierung Diskontinuität und Kontinuität in sich vereinten.

Auf Luxenburgers Geschichtsbühne standen also Figuren, deren erheblicher Einfluss auf den Gang der Geschichte sich in seiner Ausprägung aus deren ‚Erbkonstitution‘ ergab, nämlich durch ererbte Pathologien und ‚Persönlichkeiten‘, die ihr individuelles Handeln beeinflussten. So erklärte sich Luxenburger die Wirkung individueller Eigenschaften auf den Lauf der Dinge und stellte fest, es werde „das Schicksal der Völker und ihrer Kulturen nicht unwesentlich von dem beeinflusst wird, was die Ursache des individuell-menschlichen Schicksals ausmacht, von seiner *Erbkonstitution*.“⁴²

Geschichte als Vererbungswissenschaft, Vererbung als Geschichtswissenschaft

Luxenburger begriff die geschichtlichen Akteurinnen und Akteure und deren Persönlichkeit als wichtigsten Faktor geschichtlicher Prozesse und Ereignisse. Wie das Beispiel zur Entstehung des Absolutismus zeigt, gewann Luxenburger aus der Verbindung von Psychopathologie und charakterologischer Typenlehre geschichtliche Erklärungsmuster, die auf psychiatrischem Wissen aufbauten.

Ebenfalls als aufschlussreich erweist sich ein weiterer Anwendungsfall von psychiatrischer Vererbungswissenschaft im Bereich der Geschichte. Luxenburger ging davon aus, dass er auf der Basis genealogischer Daten und historischer Berichte mittels mendelscher Kombinatorik feststellen könne, ob ein illegitimes Kind eines Fürsten mit einer Mätresse in die Erbfolge und die genealogische Überlieferung eingeschrieben wurde.⁴³ Das könne „historisch oder dynastisch von grosser Bedeutung sein“. ⁴⁴ Es konnte also zu Widersprüchen und Konflikten zwischen historisch-genealogisch manifestierten Verwandtschaftsverhältnissen und den Ergebnissen von Luxenburgers psychiatrischen Recherchen kommen. Prokreative Tatsachen und psychiatrische Relevanz stünden dann den historischen Ereignissen entgegen. Das Problem liegt auf der Hand: Auch wenn Luxenburger für die Persönlichkeit der Herrscher streng biologisch argumentierte,

⁴² Luxenburger, Ziele und Wege (wie Anm. 8), S. 329. Hervorhebung im Original.

⁴³ Luxenburger, Ziele und Wege (wie Anm. 8), S. 332.

⁴⁴ Luxenburger, Ziele und Wege (wie Anm. 8), S. 333.

so war ihm die Komplexität mittelalterlicher Herrschaftssysteme sehr wohl bewusst. Verwandtschaftliche Verhältnisse, dynastische Ketten, Erbfolgen und Erbrecht waren Einrichtungen, die sich nicht einfach an – aus Luxenburgers Sicht – biologischen Tatsachen orientierten. Historische Genealogie und Geschichte deckten sich nicht immer mit prokreativen Tatsachen und das war auch Luxenburger klar.⁴⁵ Handkehrum – und vielleicht war es dies, was Luxenburger besonders schmerzte – mussten diese Widersprüche auch bedeuten, dass das genealogische Material, das über Jahrhunderte gesammelt worden war, wohl in vielen Fällen für eine psychiatrische Vererbungsforschung, die sich an Fakten eines biologischen Wissenssystems orientierte, gar nicht so geeignet war.⁴⁶

Luxenburger führte naturwissenschaftliche Erklärungsmuster in eine geschichtswissenschaftliche Epistemologie ein, indem er eine historische Kausalität postulierte, die allein in der materiellen Welt wurzle:

Das Geschehene bildet sich weder nach der Grösse, noch nach der Richtung in einem Kräfteparallelogramm des Schicksals und der Kausalität, d. h. einer alogischen, irrationalen *Lebensmacht* [...] und einer Summe von rationalen *Lebensgesetzen*, die an die Wesenheit der Materie gebunden sind, sondern erscheint dem naturwissenschaftlich Denkenden durchaus als Konsequenz der letzteren.⁴⁷

Mit dieser Definition schränkte Luxenburger jede denkbare Kausalität auf die physikalisch-materielle Welt ein. Kausalität auf den konkreten Fall menschlichen Lebens bezogen bedeutete für Luxenburger ein System aus Reiz und Reaktion. So sei das „Schicksal eines Individuums [...] ja letzten Endes nur die Summe aller psychophysischen Reaktionsvorgänge und -Ergebnisse [sic!] den [...] Reizen der Umwelt gegenüber“.⁴⁸ Eine Untersuchung des menschlichen Schicksals, woraus sich ja auch die Schicksale von ‚Völkern‘ zusammensetzen sollten, musste sich gemäss Luxenburger demnach auf die als schicksalshaft konzipierte Substanz des menschlichen Körpers allein beziehen.⁴⁹

⁴⁵ In diesem Zusammenhang sei auch auf die Bemühungen um eine Annäherung von historischer Genealogie und Vererbungsforschung verwiesen, die um 1900 stattfanden und nicht zuletzt wie im Falle von Ottokar Lorenz auch durch geschichtstheoretische Überlegungen bewegt waren. Bernd Gausemeier hat gezeigt, wie dessen wissenschaftspolitischer Einsatz für die Genealogie im Grunde von einem spezifischen Geschichtsverständnis getragen wurde, nämlich dass die biologische Familiengeschichte, wie sie in der Ahnentafel notiert wird, der Nukleus historischen Geschehens sei, vgl. Gausemeier, *Pedigree* (wie Anm. 25), S. 139.

⁴⁶ Luxenburger, *Geschichtsbetrachtung* (wie Anm. 1), S. 691.

⁴⁷ Luxenburger, *Ziele und Wege* (wie Anm. 8), S. 327, Hervorhebungen im Original.

⁴⁸ Luxenburger, *Ziele und Wege* (wie Anm. 8), S. 328.

⁴⁹ Analogien zwischen biologischen Prozessen und gesellschaftlichen oder politischen Ereignissen und Strukturen herzustellen, lehnte Luxenburger klar ab: „Das ist keine Biologie, sondern

Zusätzlich zu den Setzungen, die Luxenburger hinsichtlich der Kausalität von geschichtlichem Geschehen vornahm, fällt auch auf, wie er nur ganz bestimmten Akteuren und Akteurinnen einen Einfluss auf geschichtliche Prozesse zugestand. Denn warum sollten es überhaupt die Monarchinnen und Monarchen sein, die für den Lauf der Geschichte verantwortlich zeichneten? Für Luxenburger stand fest, dass „nicht jedes Mitglied einer Volksgemeinschaft gleich bedeutsam für die Gestaltung des historisch-kulturellen Geschehens“ sei. Vielmehr seien es stets „Führer, die, sei es durch die Gnade ihrer Geburt“ oder auf anderem Weg „aus der Masse herauswuchsen und so als Fürsten, Demagogen, Staatsmänner, Heerführer und Günstlinge einen bestimmenden Einfluss auf die geschichtliche und kulturelle Entwicklung nahmen.“⁵⁰

Einerseits liesse sich nun diese Haltung Luxenburgers als historistische Überhöhung einzelner, angeblich herausragender Akteurinnen und Akteure einordnen. Andererseits kann sie aber auch in ihrer offensichtlichen Verbindung zur genealogischen Forschung gelesen werden: Wenn die genealogische Tradition ein Mittel der herrschenden Eliten zur Erhaltung von Rechten und Gütern darstellte, dann sind es Vertreterinnen und Vertreter dieser Eliten, die in den genealogischen Dokumenten verbrieft sind. Luxenburger stand für seine vererbungswissenschaftliche Arbeit ein Material zur Verfügung, welches als solches schon eine besondere Relevanz der darin enthaltenen Personen suggerierte. Die Verknüpfung von genealogischem Material mit psychiatrischer Praxis verschärfte diesen Eindruck. Besonders klar zeigt sich dies, wenn Luxenburger eine Verbindung herstellte zwischen der psychiatrisch definierten „schizothymen Persönlichkeit“ und einer historisch spezifischen Herrschaftsform, dem Absolutismus.

gewissermassen biologisch gefärbte Dialektik“ (Luxenburger, Ziele und Wege (wie Anm. 8), S. 329). Spannend ist, dass ein ähnlich gelagertes Problem schon einige Jahre zuvor vom französischen Soziologen Gabriel Tarde mit etwas Aufmerksamkeit bedacht wurde: Tarde ging in seinem Buch *Die Gesetze der Nachahmung* in gewissem Sinn einen entgegengesetzten Weg, indem er versuchte die gesetzmässige Funktionsweise der Weitergabe und Ausbreitung von sozialen Dingen zu erklären. Tarde grenzte seine Untersuchung aber gerade von der Biologie ab, weil er eine „reine und abstrakte Soziologie“ erarbeiten wollte und erklärte, dass er keine Analogien zu den biologischen Erkenntnissen der Vererbungsforschung suche (Tarde, Gabriel: *Die Gesetze der Nachahmung* [1890]. Übers. von Jadja Wolf. Frankfurt a.M. 2017. S. 17).

50 Luxenburger, Ziele und Wege (wie Anm. 8), S. 329. Diese Setzung Luxenburgers erweist sich als ein ‚blinder Fleck‘ seiner geschichtstheoretischen Ansätze: Er macht nämlich keinen Unterschied zwischen der Frage, was Geschichte sei, und der Frage, wer Einfluss auf das Geschehen in der Welt habe. Auf alternative methodische Konzepte, wie etwa Karl Lamprechts Kulturgeschichte oder eine Umwelt- und Strukturgeschichte wie sie in Frankreich zu dieser Zeit angedacht wurde, bezog er sich nicht. Gerade letztere hätte in ihren Ansätzen eigentlich viel eher Luxenburgers Forderungen nach naturwissenschaftlicher Stringenz und statistischer Herangehensweise entsprochen.

Geschichte im Diagramm

Seinen Artikel *Ziele und Wege einer erbbiologisch-pragmatischen Geschichtsschreibung* illustrierte Luxenburger mit einer einzigen Abbildung, und zwar mit einem Diagramm (Abbildung 2). Dieses Diagramm sollte das Verständnis seiner Überlegungen zur Vererbung als Faktor im historischen Prozess unterstützen. Schon die Tatsache, dass er zu diesem Zweck eine diagrammatische Lösung wählte, ist bemerkenswert. Auf jeden Fall bedarf ein solches Diagramm einer eingehenderen Betrachtung, denn es lässt sich daran einiges festmachen, was erlaubt Luxenburgers Unternehmung deutlicher zu umreißen.

Die Senkrechte AA' bedeute die Projektion der Scheidungsebene zwischen den beiden Möglichkeiten „Krieg“ und „Frieden“ auf die Erkenntnisfläche des Beobachters. Die nach links von dieser Ebene gerichteten Kräfte K_1 und K_2 wirken im Sinne der Entfesselung des Krieges, die nach rechts gerichteten K'_1 und K'_2 im Sinne der Erhaltung

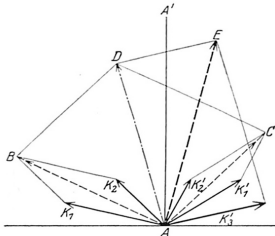


Abb. 1.

des Friedens. K_1 sei der Ausdruck für die den Krieg wünschenswert erscheinen lassenden dynastischen Interessen, K_2 der Ausdruck für die zum Kriege, d. h. zu Eroberung neuer Provinzen, die Ansiedlungsmöglichkeiten bieten, treibende Übervölkerung des Landes. Es seien also zwei wirksame Faktoren aus der Fülle der möglichen herausgehoben, ein dynastischer und ein wirtschaftlicher; wir können auch K_1 bezeichnen als die Summe der im Sinne der Möglichkeit „Krieg“ wirkenden dynastischen, K_2 als die Summe der im gleichen Sinne wirkenden wirtschaftlichen Faktoren. K_1 und K_2 sind nach ihrer quantitativen Wertigkeit durch Größe und Richtung gekennzeichnet, wobei wir annehmen, daß im absoluten monarchischen Staate der vergangenen Jahrhunderte im allgemeinen den dynastischen Interessen eine größere Bedeutung zukommt als den volkswirtschaftlichen.

des Friedens. K_1 sei der Ausdruck für die den Krieg wünschenswert erscheinen lassenden dynastischen Interessen, K_2 der Ausdruck für die zum Kriege, d. h. zu Eroberung neuer Provinzen, die Ansiedlungsmöglichkeiten bieten, treibende Übervölkerung des Landes.

Es seien also zwei wirksame Faktoren aus der Fülle der möglichen herausgehoben, ein dynastischer und ein wirtschaftlicher; wir können auch K_1 bezeichnen als die Summe der

Abb. 2: „Ganz schematisch“ will Hans Luxenburger das Verhältnis verschiedener Faktoren aufzeigen, die darüber entscheiden, ob es zu einem Krieg kommt oder nicht. Mit dem Vektor K'_3 wirkt dabei auch die ererbte psychische Verfassung eines herrschenden Fürsten. Das Diagramm lässt sich nur mit Hilfe des umgebenden Textes verstehen. (Quelle: Luxenburger, *Wege und Ziele*, S. 336.)

Das Diagramm visualisiert eine Überlegung, die eigentlich nicht besonders komplex ist: nämlich, wie sich geschichtliche Ereignisse und Entscheidungen aus verschiedenen Faktoren ergeben, von denen einer die Vererbung sein soll. Warum verwendete Luxenburger dieses Diagramm? In den beiden Artikeln, die Luxenburger zur Geschichte veröffentlicht hat, finden sich keine Ahnen- oder Deszendentafeln, wie dies bei Psychiatern wie Sommer oder Strohmayr sehr oft der Fall

war. Rüdin und die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus seinem Umfeld hatten schon etwa um 1916 aufgehört, in ihren Publikationen genealogische Tafeln von Einzelfamilien abzudrucken.⁵¹ Sie wollten sich damit von den genealogischen Zugängen zu pathologischen Familien abheben, wie sie von anderen Protagonisten der psychiatrischen Vererbungsforschung vertreten wurden.⁵² Rüdin selber erklärte, der Grund, weshalb er diese vermied, sei, dass genealogische Darstellungen „nur je eine spezielle Verwirklichung im Würfelspiel der Vererbung“ seien und „für sich allein“⁵³ nichts beweisen würden. Eine von Pauline Mazumdar aufgestellte These lautet, dass in der statistischen Genetik damit gespielt wurde, in Publikationen mittels komplizierter Formeln eine Atmosphäre mathematischer Exaktheit zu verbreiten.⁵⁴ Inwiefern Luxenburgers Einsatz des Kräftediagramms von solchen Überlegungen getragen gewesen sein mag, muss offen bleiben. Jedenfalls scheint es plausibel, seinen Einsatz des Diagramms dahin zu deuten, dass er die naturwissenschaftliche Genauigkeit seines Ansatzes durch eine mathematisch-geometrische Evidenztechnik wie das Diagramm ins Bild setzen wollte.

Ohne den begleitenden Text bleibt das Diagramm unverständlich und Luxenburger führt darin ein erläuterndes Beispiel an.⁵⁵ Das Diagramm besteht aus einzelnen Linien, die in verschiedene Richtungen zeigen, eine davon ist eine Senkrechte, diese Linien sind Teil von weiteren geometrischen Formen. Vereinfacht gesagt, sind Faktoren, die je für oder gegen einen Krieg – so das Beispiel – sprechen als Vektoren (K1, K2, K1', K2') gezeichnet. Diese Vektoren sind dann gebündelt – Krieg oder kein Krieg – zu Parallelogrammen zusammenkonstruiert. Aus den Diagonalen dieser Parallelogramme ergibt sich ein weiteres, grösseres Parallelogramm: Wenn dessen Diagonale schliesslich links der vertikalen Mittellinie zu liegen kommt, so bedeutet dies Krieg, kommt sie rechts davon zu liegen, ist ein Krieg abgewendet. Dann gibt es da diese weitere Linie K'3: Sie steht für „erblich bedingte [...] Eigenschaften“⁵⁶ eines regierenden Monarchen. Seine Krankheit beeinflusst den Fürsten im Beispiel in seinen politischen Entschei-

51 Mazumdar, *Models* (wie Anm. 22), S. 614; Gausemeier, *Pedigree* (wie Anm. 25), S. 158.

52 Gausemeier, *Search* (wie Anm. 20), S. 346 f.

53 Rüdin, Ernst: *Zur Vererbung und Neuentstehung der Dementia praecox*. Berlin 1916. S. V. Die Unterscheidung zwischen Diagrammen, die einen abstrakten oder theoretischen Sachverhalt erklären und solchen, die konkrete und nicht austauschbare Inhalte fassen, kann auch als analytische gemacht werden.

54 Mazumdar, *Models* (wie Anm. 22), S. 637 f.

55 Für eine Auseinandersetzung über Kontexte von Diagrammen vgl. Smets, Alexis u. Christoph Lüthy: *Words, Lines, Diagrams, Images: Towards a History of Scientific Imagery*. In: *Early Science and Medicine* 14.1–3 (2009). S. 398–439, hier S. 401 ff.

56 Luxenburger, *Ziele und Wege* (wie Anm. 8), S. 337.

dungen und im vorgestellten Diagramm ist ihr Gewicht so gross, dass sie zum entscheidenden Faktor wird. Was das Diagramm vermitteln soll ist: Ob der Monarch einen Krieg vom Zaun brechen wird, hängt zuletzt von seiner geerbten psychischen Verfassung ab.

Diagramme erscheinen, gerade wenn sie geometrisch konstruiert sind, als besonders eindeutig und qualifiziert. Ein näherer Augenschein enthüllt in diesem Fall jedoch einige diagrammatische Stolpersteine. Das Diagramm hat, so stellt sich nämlich heraus, einen Haken: Wenn Luxenburger im Text behauptet, dass die ‚erbblologische Komponente‘ eine unter anderen wäre, und dass sich die verschiedenen Faktoren nur in ihrer Grösse und Richtung unterschieden, so zeigt das Diagramm etwas ganz anderes: Da werden zuerst die Faktoren K_1 , K_2 , K'_1 und K'_2 je miteinander verrechnet und daraus die Diagonale AD konstruiert, die sich links von der Geraden AA', die Krieg und Frieden trennt, befindet. Nun wird diese Diagonale mit dem Vektor K'_3 verrechnet, aus diesem Kräfteparallelogramm die Diagonale AE konstruiert, die sich dadurch rechts der Geraden AA' befindet. Die ‚erbliche Komponente‘ hat also gleich viel Gewicht wie alle anderen Faktoren zusammen. Man braucht nun auch nicht Luxenburger vorzuwerfen, er hätte hier bewusst getrickst – vielmehr ergibt sich diese Verzerrung daraus, dass das Diagramm nur einmal abgedruckt ist: Dass also mehrere Schritte, die zur fortlaufenden Erklärung im Text korrelieren, in eine Abbildung gebracht wurden. Denn anders lässt sich tatsächlich in einem solchen Diagramm nicht vorführen, wie ein einzelner Faktor einen massgeblichen Unterschied bewirken sollte. Was zuerst befremdlich erscheint, ist eine Stärke des Diagramms: Es ist unter Umständen in der Lage, serielle Prozesse zu vermitteln.⁵⁷ Diagramme tragen ihre innere Funktionsweise und ihre Botschaft jedoch nicht immer so offen vor sich her, wie sie manchmal suggerieren.

Das vorliegende Diagramm versucht nicht einen konkreten Fall zu vermitteln, sondern verkörpert eine Vorgehensweise, die darin besteht, geschichtliche Sachverhalte in Faktoren aufzugliedern und sie als Vektoren miteinander zu verrechnen. Es geht um die Visualisierung von Kausalität. Das Denken in Faktoren hat wiederum eine Geschichte, die sich im frühen 20. Jahrhundert in der statistischen Intelligenzforschung abspielt, wo, wie Stephen Jay Gould erklärt, die Faktoranalyse als „mathematisches Verfahren zur Reduzierung eines komplexen Systems von Korrelationen auf eine geringere Zahl von Dimensionen“⁵⁸ aufkam. Wie ein Blatt mit drei freihändig angefertigten Skizzen errahnen lässt, lag das originäre Motiv des Diagramms bei den Vektoren (Abbildung 3). Die Ausarbeitung

57 Bender, John B. u. Michael Marrinan: Kultur des Diagramms. Berlin 2014. S. 11.

58 Gould, Stephen Jay: Der falsch vermessene Mensch. Basel [u. a.] 1983 [1981]. S. 270.

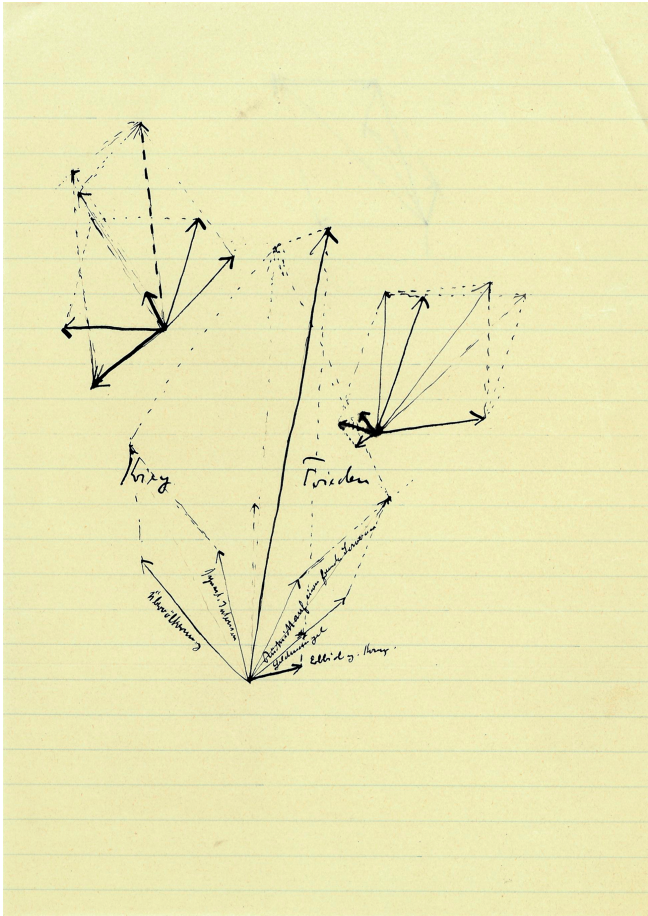


Abb. 3: Skizze zum Diagramm, das schließlich in Luxemburgers Artikel abgedruckt wurde. Ganz ungeometrisch ist die Skizze freihändig gezeichnet. Es ist erkennbar, dass die Vektoren im Zentrum des diagrammatischen Motivs stehen. Ebenfalls bereits klar ist die ausgewogene Gewichtung des erbbiologischen Faktors zu allen anderen. (Quelle: MPIP-GDA 117.)

der geometrischen Konstruktion der Parallelelogramme ist in zweien der Skizzen noch völlig unklar und erst im Ansatz zu erkennen.

Luxemburger selber ordnete sein Diagramm in einen epistemologischen Rahmen ein und bezeichnet die zweidimensionale Fläche des Diagramms als „Erkenntnisfläche des Beobachters“⁵⁹, im vorliegenden Fall also des Historikers.

⁵⁹ Luxemburger, Ziele und Wege (wie Anm. 8), S. 336.

Auf dieser ‚Erkenntnisfläche‘ werden aber keine Interpretationen von geschichtlichen Ereignissen, Prozessen und Strukturen mehr geleistet, vielmehr wirken hier die Erkenntnis der Historikerin und die zwangsläufige Kausalität der Geschichte in einer „Projektion“⁶⁰ zusammen. Damit erklärt sich auch, weshalb das Beispiel die verschiedenen Faktoren in „Grösse und Richtung“⁶¹ unterschiedlich gewichtet, Luxenburger das Zustandekommen dieser ‚Grösse‘ und ‚Richtung‘ aber nicht ausführt. Relevant ist nicht die Qualität der Faktoren, sondern die Tatsache, dass es verschiedene Faktoren gibt, die Geschichte konstituieren und dass die erblichen Anlagen einer davon sind: „Eine von ihnen wird dann die erbbiologische sein, die, wie jede der anderen [Komponenten, AK] auch, von Fall zu Fall ihre Bedeutung für die Richtung der grossen Resultante wechseln kann.“⁶²

Die Überlegung, die das Diagramm strukturiert, beruht auf der Zuversicht, dass es möglich sei, Vektoren in Länge und Richtung exakt ihrem historischen Faktor entsprechend zu zeichnen – ohne zuvor ein historisches Ereignis von anderen abzugrenzen, zu interpretieren, zu gewichten, ja überhaupt wahrzunehmen oder nicht. Es handelt sich um eine konzeptuelle Leerstelle. Luxenburgers Versuch einer Geschichte als exakte Wissenschaft konnte nur so weit gutgehen wie er seine eigene historische Hermeneutik nicht problematisierte.

Mit seinem Vorstoss zeichnete Luxenburger, wenn man so will, einen geschichtswissenschaftlichen Ansatz vor, der später als ‚Psychohistorik‘ zu grösseren Debatten führen sollte. Er gesellte sich damit zu einer Reihe von anderen derartigen Entwürfen, die ebenfalls mehr oder minder unbeachtet blieben – darunter auch von Lucien Febvre, der etwa zur gleichen Zeit wie Luxenburger mit derartigen Ideen nur wenig Zuspruch gewinnen konnte.⁶³ Lynn Hunt hat gezeigt, dass eine der vielen Schwierigkeiten der ‚Psychohistorik‘ in der Historizität von psychologischem und psychiatrischem Wissen zu suchen ist.⁶⁴ Luxenburger steht als ausgewiesener Experte für psychiatrische Vererbungsforschung und psychiatrisch-pragmatischer Historiker gleich doppelt für diese Historizität.

60 Luxenburger, Ziele und Wege (wie Anm. 8), S. 336.

61 Luxenburger, Ziele und Wege (wie Anm. 8), S. 337.

62 Luxenburger, Ziele und Wege (wie Anm. 8), S. 337, Hervorhebung im Original.

63 Hunt, Lynn: Psychology, Psychoanalysis, and Historical Thought. In: A Companion to Western Historical Thought. Hrsg. von Lloyd Kramer [u. a.], Malden, MA 2002. S. 337–356, hier S. 341f.

64 Hunt, Psychology (wie Anm. 63), S. 338–341.

Erzählen und Verstehen

In seiner Arbeit mit den Genealogien der europäischen Adelshäuser ergänzte Luxenburger deren historischen Stammbäume mit psychiatrisch relevanten Informationen, sprich: Er musste die ‚Persönlichkeit‘ von lang verstorbenen Königinnen, Gräfinnen und Rittern eruieren und ihnen eine psychische Krankheit zuschreiben. So bezog er sich in einem weiteren und durchaus widersprüchlichen Arbeitsschritt auf die Geschichte. Als Quellen dienten ihm nämlich auch historiografische Darstellungen. Den Diagnosen, die Luxenburger mithilfe kombinierter genealogischer Eckdaten und Historiografie machte, verlieh er mittels kurzer Fallvignetten⁶⁵ Plausibilität und machte so die diagnostische Arbeit nachvollziehbar.

Für die Vererbungsforschung, wie sie von Rüdin und Luxenburger betrieben wurde, waren Diagnosen eminent wichtig. In ihrem Verständnis korrelierten mendelsche Merkmale – oder Gene, wie man es heute nennen würde – mit Krankheiten, wie sie der Nosologie von Kraepelin entsprachen.⁶⁶ Darin lag auch ihr Erfolg: Sie konnten klar eingrenzen, was sie untersuchten und entsprechend verwertbare Ergebnisse erwarten. Eine Diagnose, wie sie für die statistische Vererbungsforschung notwendig war, musste eindeutigen Kategorien entsprechen. Eine gute Diagnostik führte demnach zu statistischem Material, das sinnvoll verwendet werden konnte.⁶⁷

Für die Diagnostizierung der schon mehr oder weniger lange nicht mehr lebenden Monarchinnen und Monarchen griff Luxenburger auf geschichtliche Darstellungen, historisches und genealogisches Quellenmaterial zurück. Im Folgenden wird es darum gehen zu zeigen, wie Luxenburger auf Basis dieser Mate-

65 In der Bezeichnung dieser Art von Belegtexten folge ich Volker Hess, der von „Fallvignetten“ spricht: Hess, Volker: *Observatio und Casus: Status und Funktion der medizinischen Fallgeschichte*. In: *Fall – Fallstudie – Fallgeschichte*. Hrsg. von Susanne Düwell u. Nicolas Pethes. Frankfurt a. M. 2014. S. 34–59, hier S. 48.

66 Zu Kraepelins Nosologie vgl. Kraepelin, Emil: *Psychiatrie: Ein Lehrbuch für Studierende und Aerzte*. 8. Aufl. Leipzig 1920 [1883]; für die Geschichte dieser Nosologie auch Engstrom, Eric J.: *Die Ökonomie klinischer Inskription. Zu diagnostischen und nosologischen Schreibpraktiken in der Psychiatrie*. In: *Psychographien*. Hrsg. von Cornelius Borck u. Armin Schäfer. Zürich 2005, S. 219–240. Einen guten Zugang zur Geschichte der Erforschung von mendelschen Merkmalen liefert Harwood, Jonathan: *Linkage before Mendelism? Plant-breeding Research in Central Europe, c. 1880–1910*. In: *Classical Genetic Research and its Legacy: The Mapping Cultures of Twentieth-century Genetics*. Hrsg. von Jean-Paul Gaudillière u. Hans-Jörg Rheinberger. London 2004. S. 9–20. Zur Heritabilität von Merkmalen vgl. Keller, Evelyn Fox: *The Mirage of a Space between Nature and Nurture*. Durham, NC 2010.

67 Gausemeier, Pedigree (wie Anm. 25), S. 156 ff.

rialien kurze diagnostische Textsequenzen verfasste, die als hinreichende Belege für eine bestimmte Diagnose dienen sollten. Diese Sequenzen gleichen stark den Belegen, die auch in Luxenburgers psychiatrischer Forschungsliteratur diagnostische Zuteilungen für die Statistik untermauern und transparent machen sollten. All diesen Texten ist gemeinsam, dass sie als Vignetten konzipiert sind, die im Falle Luxenburgers einen stark erzählerischen Charakter aufweisen. Sie waren, so die These, nicht nur Beleg, sondern genuiner Teil im diagnostischen Prozess des Verstehens von individuellen Persönlichkeiten.

Eine Diagnose, wie sie für die statistische Vererbungsforschung notwendig war, musste eine eindeutige Entscheidung sein. Nur dann konnten sinnvollerweise verschiedene Probandinnen und Probanden mit der *gleichen* Diagnose miteinander in einem statistischen Sample verwendet werden. Wie konnte Luxenburger von längst verbliebenen Königinnen und Kaisern die Persönlichkeit oder eine Krankheit ermitteln? Auf der einen Seite war klar, dass es für die diagnostische Arbeit Informationen braucht, die über genealogische Grundlagen hinausgehen. Für Luxenburger stellten Lebensdaten, eheliche Verbindungen und die Zeugung von Kindern das „genealogische Gerüst“⁶⁸ dar. Diesen weit in der Zeit zurückreichenden Angaben, die sich in „Familienstambäumen und Chroniken“ finden, stellte Luxenburger die Suche nach „befriedigende[n] biologische[n] und psychiatrische[n] Angaben“ entgegen, die aber meist nur von den „direkten Vorfahren“⁶⁹ bekannt wären. Handkehrum beklagte er über Berichte, die über genealogische Eckdaten hinausgingen dahingehend, dass diese „meist unbrauchbarer Familienklatsch“⁷⁰ seien – und damit für eine psychiatrische Diagnostik nicht geeignet.

Luxenburger sah sich demnach mit einer Frage der Quellenlage konfrontiert. Denn gute Quellen ermöglichten auch diagnostische Schärfe. Am Beispiel des eingangs eingeführten ‚unglücklichen Julius‘ zeigte Luxenburger, wie sein diagnostisches Vorgehen bei Exponenten der grossen europäischen Monarchenfamilie aussah: Rudolf II. habe mit „einer Tochter des kaiserlichen Antiquars“ mehrere Kinder gezeugt und eines davon sei schizophren gewesen, der „unter dem Namen *Marchese Julio* bekannte unglückliche Julius.“⁷¹ Dieser Fall zeige „die Zuverlässigkeit, mit welcher sich aus guten zeitgenössischen Schilderungen [...] auch bei geschichtlich unbedeutenden Personen noch eine psychiatrische Diagnose stellen lässt.“⁷² Die Zitate, auf denen Luxenburger seine Vignette zu Julius

68 Luxenburger, Geschichtsbetrachtung (wie Anm. 1), S. 689.

69 Luxenburger, Geschichtsbetrachtung (wie Anm. 1), S. 689 f.

70 Luxenburger, Geschichtsbetrachtung (wie Anm. 1), S. 690.

71 Luxenburger, Geschichtsbetrachtung (wie Anm. 1), S. 702.

72 Luxenburger, Geschichtsbetrachtung (wie Anm. 1), S. 702, Hervorhebung im Original.

(Abbildung 4) aufbaute, stammen aus Anton Gindelys Werk *Rudolf II und seine Zeit, 1600–1612*.⁷³ Es ist nicht ganz klar, ob Luxenburger noch weitere Quellen konsultierte oder sich allein auf den von ihm kritisierten Gindely abstützte.⁷⁴ Jedenfalls läuft die Schilderung sehr nahe an Gindelys Text und die Zitate stammen allesamt aus dessen Monografie zum Kaiser des 16. Jahrhunderts.⁷⁵

Pat. wurde geboren etwa 1586. Die ersten Nachrichten betreffen das 20. Lebensjahr. Er wird hier als brutaler, haltloser und ausschweifender Mensch geschildert. Schulden, Erpressungen, Gewalttaten häuften sich so sehr, daß das Volk sich gegen den jungen Wüstling auflehnte. Besonders auffallend war seine kalte Herzlosigkeit.

Beginn: 22 Jahre. Schlug eines Tages seine Geliebte, die Tochter eines Wundarztes, ohne jeden Grund blutig, stach auf sie ein und warf sie in den Schloßteich von Komnan in Böhmen. Das Mädchen rettete sich zum Vater. Julius verlangte die Herausgabe, warf den Vater ins Gefängnis und wollte ihn zum Tode verurteilen lassen. Die Mutter brachte die Tochter ins Schloß, da Julius geschworen hatte, ihr nichts zuleide zu tun. Am nächsten Abend, als der Diener Kerzen ins Zimmer brachte, wurde er plötzlich von Pat. ohne Grund niedergestochen. Hierauf legte dieser das Mädchen aufs Bett, stach „toll und rasend“ an ihr herum, bis sie tot war. Nach dem Leichenbefund hatte er ihr „die Ohren abgeschnitten, ein Auge ausgeschält, die Zähne zerschlagen, die Hirnschale zertrümmert, so daß das Gehirn heraushing, und Stücke Fleisch abgeschnitten, die im Zimmer herumlagen“. Als die Leiche weggeschafft wurde, durchbohrte er sie nochmals. Am nächsten Tage legte er die Finger in jede Wunde und ließ die Leiche mit feierlichem Pomp beerdigen. Seitdem verändert. Schloß sich ab, sprach nicht mehr, ließ niemand zu sich. Wechselte die Kleider nicht, zerschlug Geschirr, zerschneid Wäsche, wollte das Schloß anzünden. Sein Zustand verschlimmerte sich so, daß man ihn einsperren mußte. Das Fenster seines Zimmers wurde vergittert, ein Wärter ihm beigegeben. Meist saß er nackt, mit einer aus einem Hemd verfertigten Barbierschürze bekleidet am Fenster oder lief nackt im Zimmer umher. Häufig machte er „so tolle Figuren.“ Zeitweise sprach er ganz vernünftig. Er wurde vom Arzte *Mingonius* behandelt. 1609 mußte ihm eine dicke Schmutzkruste abgewaschen werden. Aderlässe und Kräuterbäder verweigerte er. Am 25. VI. 1609 starb er, 23jährig, an einer „eiternden Geschwulst“. Bis zum Ende verhielt er sich völlig ablehnend.

Diagnose: Katatone Form der Schizophrenie.

Abb. 4: Die Vignette zu Julius ist typografisch vom Fließtext hervorgehoben. Ebenfalls wird aus den Textblöcken die diagnostische Gliederung ersichtlich. (Quelle: Luxenburger, Geschichtsbetrachtung, S. 702f.)

⁷³ Gindely, Anton: *Rudolf II. und seine Zeit, 1600–1612*. Prag 1868.

⁷⁴ In einem Beitrag von 1932 lieferte Luxenburger dann ein ausführliches „psychiatrisches Gutachten“ über Julius, vgl. Luxenburger, Hans: *Psychiatrisch-Erbbiologisches Gutachten über Don-Julio (Cesare) de Austria*. In: *Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen* 70.1–2 (1932). S. 41–54. Dort werden zusätzlich zu Gindely noch weitere Quellen angegeben, darunter auch Archivquellen. Das „Gutachten“ war selbstverständlich kein offizielles oder gar gerichtliches Gutachten, wie sie Luxenburger häufig als Auftragsarbeiten verfasste. Die Begriffsverwendung zeigt vielmehr, wie Luxenburger Wissensformate der klinischen und forensischen Diagnostik für die Historiografie mobilisierte.

⁷⁵ Gindely, *Rudolf II.* (wie Anm. 73), S. 337–344.

So explizit wie die Gewaltdarstellung, so deutlich folgt diese Vignette einer klaren Struktur: Zuerst ist da die Ansprache des historischen ‚Julius‘ als „Pat.“, als Patient, die ziemlich speziell anmutet insofern, als betreffender ‚Julius‘ im 17. Jahrhundert weder Luxenburgers noch irgendeines anderen Psychiaters Patient gewesen war. Mit der Etikettierung wird der ‚unglückliche Julius‘ in die Gegenwart aktueller psychiatrischer Diagnostik geholt, die Abkürzung „Pat.“ verweist auf die Praxis klinischer Notation. Die Gliederung der Vignette ist derart aufgebaut, dass zuerst einige allgemeine Angaben zur Person angeführt werden, gefolgt vom „Beginn“ der Krankheit, ihrem Verlauf und zuletzt steht dann eine „Diagnose“. Diese Elemente der Darstellung eines psychiatrischen Falles tauchten auch in zeitgenössischen Krankenakten auf und entsprachen darüber hinaus auch den Abläufen klinischer Diagnostik. In gewissem Sinne folgt Luxenburgers Fallgeschichte der längeren und ausführlicheren historischen Darstellung von Gindely und man könnte letztere deshalb auch als anamnestiche Erzählung betrachten. Es handelt sich um eine Diagnose, die nicht nur aufgrund von genealogischen Eckdaten, sondern basierend auf einem ausführlichen historischen Bericht gestellt wurde.

Es war bereits die Rede von der statistischen Arbeit der Vererbungsforscherinnen und -forscher um Ernst Rüdin, die sich an Weinbergs Probandenmethode orientierte. Dabei wurden Personen, die ins statistische Sample gelangten, zur Einholung genealogischer und psychiatrischer Informationen entweder persönlich befragt, wenn sie lebten und zu einem Gespräch bereit waren oder Erkundigungen bei möglichst nahen Verwandten eingeholt. Ergänzt wurden diese Informationen mit Auskünften aus Pfarrbüchern, Polizeiakten und anderen Registern der öffentlichen und kirchlichen Verwaltung.⁷⁶ In den Publikationen zu den statistischen Arbeiten wurden dann jeweils Kurzbeschriebe der Probandinnen, bzw. der Probandengeschwister als Beleg für die diagnostische Zuteilung der Fälle zu nosologischen Kategorien geliefert.

Ein weiteres Beispiel einer Vignette aus einer solchen Forschungsarbeit Luxenburgers soll verdeutlichen, wie er seine psychiatrische Praxis auf das historiografische und genealogische Material anwendete. Für die Vignette von „Frau L. G.“ lassen sich analoge Strukturen zu derjenigen des Julius feststellen. Beide folgen dem gleichen Aufbau. Für beide Vignetten lassen sich zudem Satzkonstruktionen feststellen, die zwischen kurzen, stichwortartig festhaltenden und längeren, erzählenden Passagen changieren. Während Luxenburger in der Julius-Sequenz mit Anführungszeichen arbeitet, die auf die historiografische Quelle

⁷⁶ Rüdin, Wege und Ziele (wie Anm. 10), S. 540; Teicher, Mendelism (wie Anm. 10), S. 43; vgl. besonders auch für das 19. Jahrhundert Porter, Genetics (wie Anm. 15).

verweisen, wird für „Frau L. G.“ in einer Wendung auf der zeitlichen Achse von indirekter Rede zu Aktivsätzen gewechselt: Steht zuerst noch „berichtet [...] wie die Bräuersfamilie [...] geopfert habe“, steht später nur noch „Sie betrachtet diesen Niedergang [...] als eine Art von Schicksalsfügung [...] der man nicht [...] ausweichen darf.“ Die Vignette von „Frau L. G.“ ist auch nicht durch die Aussagen einer Gewährsperson und kaum durch biografische Erlebnisse strukturiert, sondern folgt eher einer räumlich-zeitlichen Erzählsituation der psychiatrischen Befragung, die aber auch auf eine historisch-biografische Ebene gewendet wird: Dass der Vater „stark getrunken“ habe, etwa, wird erst am Schluss erwähnt. Dieses Element führt aber – mit dem Rückblick kombiniert, dass die Probandin „mit Bier auferzogen“ worden sei – zum folgerichtigen Ausgang der Geschichte, dass die Frau in der Gegenwart des Gesprächs alkoholabhängig sei: „*Chronischer Alkoholismus*“.

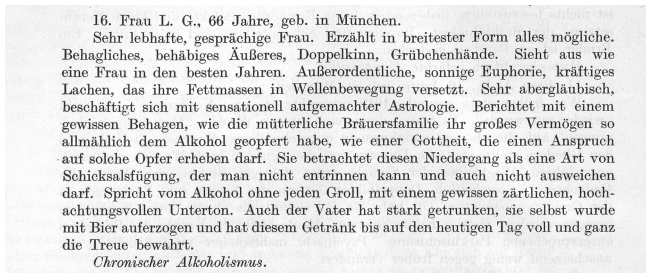


Abb. 5: Vignette aus Luxenburgers Habilitationsschrift von 1928. Frau L. G. wurde „Chronischer Alkoholismus“ diagnostiziert. (Quelle: Luxenburger, Untersuchungen, S. 350.)

Auch liefert Luxenburger Beschreibungen körperlicher Merkmale, wenn etwa „Fettmassen in Wellenbewegung“ versetzt und „Doppelkinn“ und „Grübchenhände“ beschrieben werden. Dies ist der Fall, wenn er lebenden Personen gegenübergesessen hat, von manchen historischen Figuren waren wiederum bildliche Darstellungen oder Beschreibungen erhalten. Beschreibungen von Körpermerkmalen fehlen da, wo Luxenburger keine Hinweise darauf hatte. In den vorgestellten Beispielen ist das etwa bei ‚Julius‘ so. Wie wir gleich sehen werden, brachte Luxenburger solche Körperbeschreibungen – wo im Quellenmaterial vorhanden – auch mit Körperbautypen zusammen.

In einem letzten Beispiel findet sich eine Vignette in Reinform, in der ein ‚Konstitutionstyp‘ exakt nach Kretschmer diagnostiziert wird. „Frau E. S.“, die „schizothyme Pietistin“, wie Luxenburger sie nennt, wird ganz besonders ausführlich in ihren körperlichen Merkmalen geschildert: Das hagere Gesicht, der kalte Blick, die ruckartigen Bewegungen. In allen Aspekten scheint diese Frau den

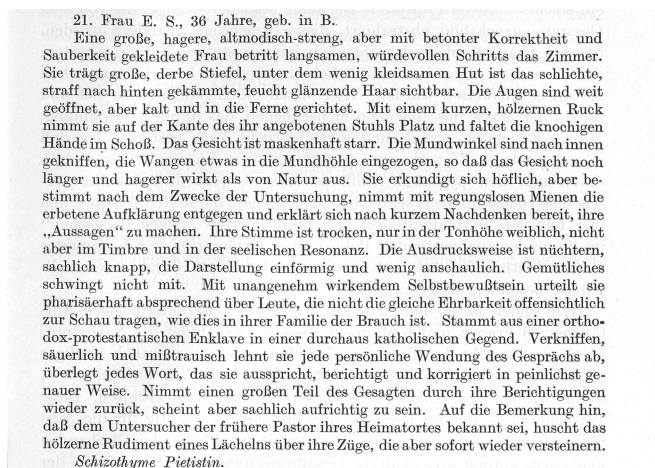


Abb. 6: Die „schizothyme Pietistin“, Frau E. S., taucht in Luxenburgers Habilitationsschrift auf. Diese Vignette ist überdurchschnittlich lang und überaus genau in der Körperbeschreibung. (Quelle: Luxenburger, Untersuchungen, S. 351.)

Kriterien Kretschmers für ein ‚schizothymes Temperament‘ bei ‚asthenischem Körperbau‘ zu entsprechen, ein Bilderbuchttyp für eine „typische somatopsychische Kombination“.⁷⁷

Die Vignetten haben alle einen literarischen Charakter. Gerade auch die letzte folgt einer Dramaturgie, die mit der Beschreibung der Figur beginnt, einige Ereignisse berichtet, um dann schicksalshaft auf das „hölzerne Rudiment eines Lächelns“ zuzulaufen. Auch wenn es scheint, dass diese Probandin Hans Luxenburger in höchstem Grade unsympathisch war, lässt sich die Vignette besser verstehen, wenn man „Frau E. S.“ als ideale Vertreterin einer konstitutionstypologischen Kategorie liest. Sie wäre dann eine hermeneutisch-literarische Figur und solche Figuren beflügeln das Verständnis von mehr oder weniger herausragenden Charakteren – Hans Luxenburger verwendete sprachliche Werkzeuge und rhetorische Figuren, wenn er psychische Erkrankungen diagnostizierte, sie bestimmten Konstitutionstypen zuschrieb und ihre Familien einem Erbkreis zuwies. Und solche Figuren, die er zu schaffen wusste, konnten auch – wenn sie einflussreich genug gewesen zu sein scheinen – zu Akteuren in seiner Geschichtsbetrachtung werden.

Luxenburger muss als Psychiater verstanden werden, der aus der Vererbungswissenschaft kam und sich die Geschichte zur Hilfswissenschaft machte.

⁷⁷ Kretschmer, Körperbau (wie Anm. 33), S. 176.

Seine Wissenspraktiken und seine Methodik bezog er aus der psychiatrischen Forschungspraxis. Die Differenz zwischen einem ‚unglücklichen Julius‘ und dem ‚wenig kleidsamen Hut‘ der ‚Frau E. S.‘ liegt nicht so sehr in der Zeit, die zwischen den beiden liegt, sondern allenfalls in der unterschiedlichen Quellenlage. Und gerade bei ‚Julius‘ bezieht sich Luxenburger auf eine historiografische Quelle: diese Geschichte wurde schon geschrieben – und Luxenburger scheute sich nicht sie – abgesehen von Gindelys Einschätzung der ‚Geisteskrankheit‘ Rudolfs II. – für bare Münze zu nehmen. Was er zudem aus der Geschichte – und gerade der Geschichtsschreibung um 1900 – mitnimmt, ist der Wille zur Gestaltung und die Fähigkeit, Figuren so darzustellen, dass sie begreiflich werden und die Schlüsse, die er daraus zieht, plausibel erscheinen. Gelernt hatte er sein Handwerk im Gespräch mit Menschen wie ‚Frau L. G‘ oder ‚Frau E. S.‘ in den 1920er Jahren. Praktizieren konnte er es aber auch an Prinzen der Renaissance.

Karl Jaspers kritisierte bereits 1923 die Herangehensweise von Kretschmer, dem er „eine Art des Allesverstehens“ unterstellte, in der er „auf historische Persönlichkeiten klassifizierende Begriffe unbefangen anwendet“ und bei all dem sei auch noch „charakteristisch, dass der Stil literarisch gefärbt ist.“⁷⁸ Ähnliches liesse sich wohl auch von Luxenburgers Stil behaupten. Jaspers gehörte zu den wenigen Fachleuten, die überhaupt auf Luxenburgers vererbungswissenschaftliche Geschichtsunternehmung verwiesen.⁷⁹ Luxenburger begründete die Kompetenz des naturwissenschaftlichen Psychiaters zur Innenschau augenscheinlich nicht in der Fähigkeit zu ‚Verstehen‘ sondern – wenig überraschend – indem er die ‚Persönlichkeit‘ als Resultat einer erblichen „psychischen Konstante“⁸⁰ auffasste. „Der menschliche Erbbiologe“ würde „wie der Geisteswissenschaftler mit Induktion und Deduktion“ ans Werk gehen und verstehe zwar das „Psychische vom körperlichen Substrat nur als eine besonders hochwertige und komplizierte Funktion der Materie getrennt“, ⁸¹ sei aber dennoch in der Lage, Einblick in die inneren Kausalitäten der Psyche zu gewinnen.

78 Jaspers, Karl: *Allgemeine Psychopathologie*. 3. Aufl. Berlin 1923 [1913]. S. 31; Offenbar hat Kretschmer tatsächlich auch Gedichte veröffentlicht, vgl. dazu Siefert, Helmut: Ernst Kretschmer, In: *Enzyklopädie Medizingeschichte*. Berlin 2005. S. 806.

79 Jaspers tat dies in der sechsten Auflage seiner *Allgemeinen Psychopathologie* von 1953 wo er sich im Teil zur Vererbung sehr umfangreich auf Luxenburgers vererbungswissenschaftliche Forschung bezog, vgl. Jaspers, Karl: *Allgemeine Psychopathologie*. 6. Aufl. Berlin 1953 [1913].

80 Luxenburger, Ziele und Wege (wie Anm. 8), S. 331.

81 Luxenburger, Ziele und Wege (wie Anm. 8), S. 331.

Zum Schluss: Eugenik

Luxenburger zog aus einem genealogischen und historischen Material Beispiele für seine Analysen aus den verwandtschaftlich verflochtenen Dynastien des Hochadels. Er machte einzelne Herde der starken Verbreitung von Schizophrenien aus und machte diese blumig auf: Wie sich das „dynastische Glück“ Österreichs zum „biologischen Fluch“⁸² kehrte; das „Danaergeschenk der englischen Erbfolge“ war die Schizophrenie, die, so Luxenburger, unter „den Wittelsbachern ihre verheerenden Feste“⁸³ feierte. Die Betrachtung dieser Genealogien führte ihn zum Schluss, dass der Grund für das dortige gehäufte Auftreten von Schizophrenen in den Heiratspraxen zu suchen sei. Was allgemein gelte – dass nahe Heiraten in der Verwandtschaft oder unzweckmässige Exogamie zu einer Zunahme psychischer Erkrankungen führten –, würde besonders „in unserer Fürstenfamilie“⁸⁴ gelten: Er kenne „keine schizophrene Familie“,⁸⁵ die diese Effekte so deutlich vor Augen führe. Die „zunehmende Isolierung und Exklusivität“ würden deshalb auch die „Notwendigkeit des Abstiegs“⁸⁶ mit sich bringen. Luxenburger konnte eine Regelmässigkeit ausmachen, aus der sich eugenische Forderungen nach Eingriffen in die menschliche Reproduktion legitimieren liessen – nicht nur bei Fürstengeschlechtern, sondern auch in seiner wissenschaftlichen und politischen Gegenwart.

Was sich bei der Untersuchung von Luxenburgers Unternehmung aber vor allem zeigt, ist die Verflechtung von psychiatrischer Forschung, genealogischer Praxis und Konzeptionen von Geschichte. Luxenburger konnte aus den Methoden zum Verständnis von historischen ‚Persönlichkeiten‘ und ‚Charakteren‘ auch Lehren für die zeitgenössische psychiatrische Klinik ziehen: Da er mittels seines geschichtswissenschaftlichen Ansatzes die „schizothyme Genese“ absolutistischer Herrschaftsformen habe nachweisen können, wäre es nun auch möglich, „gewisse Miniaturabsolutisten des täglichen Lebens“, die in den psychiatrischen Anstalten und Kliniken untergebracht seien, „psychologisch besser verstehen und biologisch sicherer registrieren“⁸⁷ zu können. So wie die psychiatrische Vererbungsforschung ein besseres Verständnis geschichtlicher Ereignisse ermöglichen sollte, so würde ein Verständnis von geschichtlichen Persönlich-

82 Luxenburger, Geschichtsbetrachtung (wie Anm. 1), S. 693

83 Luxenburger, Geschichtsbetrachtung (wie Anm. 1), S. 697.

84 Luxenburger, Geschichtsbetrachtung (wie Anm. 1), S. 693.

85 Luxenburger, Geschichtsbetrachtung (wie Anm. 1), S. 693.

86 Luxenburger, Geschichtsbetrachtung (wie Anm. 1), S. 700.

87 Luxenburger, Geschichtsbetrachtung (wie Anm. 1), S. 704.

keiten die Patientinnen und Patienten der Kliniken in einem neuen Licht erscheinen lassen. Die Deutung von erkrankten Menschen war für die Psychiatrie eine Herausforderung. Noch grösser wurde diese Herausforderung, wenn es sich darum handelte, längst verblichene Personen zu deuten: Die genealogisch verbrieften Beziehungen beschränkten sich oftmals auf wenige Daten über Geburt, Tod und Heirat. Wenn etwa die Ahnentafel in ihrer Struktur den methodischen Grundsätzen mendelscher Genetik entsprach, oder viele Nachfahrentafeln ganze Geschwisterreihen umfassten, so konnte die psychiatrische Vererbungswissenschaft nur solide damit arbeiten, wenn sie Krankheiten mit mendelschen Merkmalen in Übereinstimmung bringen konnte.⁸⁸ Solche Krankheiten zu diagnostizieren war möglich bei lebenden Patientinnen und Patienten, gestaltete sich aber schwierig, wenn nur genealogische Eckdaten bekannt waren. Luxenburger benötigte zusätzlich zum genealogischen Material auch bestehende historische Darstellungen, die im halfen, die Mitglieder der von ihm konstruierten, grossen europäischen Adelsfamilie psychiatrisch einzuschätzen. Die Zusammenhänge, die dazu führten, dass gerade die regierenden Dynastien Europas, die so gut genealogisch und historiografisch dokumentiert und gleichzeitig so mit Krankheiten geplagt waren, ermöglichten es Luxenburger, auf bestehendes genealogisches Material zurückzugreifen, dieses Grundgerüst mit historiografischen Details zu erweitern und schliesslich damals aktuelle psychiatrische Analyseverfahren anzusetzen. An den diagnostischen Fallvignetten konturiert sich die Verschränkung von Genealogie, Geschichte und Psychiatrie am klarsten: Sie waren mehr als nur genealogische Fakten, weniger Geschichte als psychiatrische Praxis und pendelten scheinbar anachronistisch zwischen historischer Vergangenheit und vererbungswissenschaftlicher Gegenwart.

⁸⁸ Gausemeier, Pedigree (wie Anm. 25), S. 156–158.